

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 7 (1903-1904)
Heft: 9

Artikel: Simons Kater
Autor: Maupassant, Guy du
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665180>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Simons Vater.

Von Guy de Maupassant.

Es hatte zwölf Uhr geschlagen. Die Schulhaustüre ging auf, und die Buben stürmten heraus, indem sie sich stießen und drängten, um rascher vorwärts zu kommen. Aber anstatt sich eilig zu zerstreuen und zum Mittagessen zu gehen, wie sie es jeden Tag machten, standen sie nach einigen Schritten still und vereinigten sich zu Gruppen und begannen einander etwas zuzuflüstern. Denn an diesem Morgen war Simon, der Sohn der Blanchotte, zum erstenmal in die Klasse gekommen.

Alle hatten zu Hause über die Blanchotte reden hören; und obwohl man sie in der Öffentlichkeit wohl aufnahm, behandelten die Mütter sie unter sich fast mit verächtlichem Mitleid, welches auch auf die Kinder übergegangen war, ohne daß sie gewußt hätten, warum. Simon selbst kannten diese nicht, denn er ging selten aus und galoppierte mit ihnen nicht auf den Dorfstraßen oder am Flusser herum. Auch mochten sie ihn nicht besonders gern; sie hatten sogar mit einer gewissen Freude, die beträchtlich mit Verwunderung untermischt war, einander das Gerücht abgenommen und weitergegeben, daß ein Bursche von vierzehn oder fünfzehn Jahren, der um die Sache zu wissen schien und mit den Augen bedeutsam zwinkerte, wenn er davon sprach, ausgestreut hatte:

„Hört' mal . . . der Simon da . . . hat keinen Vater.“

Jetzt erschien auch der Sohn der Blanchotte auf der Schwelle des Schulhauses.

Er war sieben oder acht Jahre alt, war ziemlich blaß, sah aber sehr sauber aus und benahm sich etwas furchtsam, fast linkisch.

Er wollte eben zu Müttern zurückkehren; aber die Kameraden, die immer noch zusammen tuschelten und ihm boshaft und grausame Blicke zuwarfen, wie wenn sie einen schlimmen Streich planten, umgaben ihn nach und nach, und schlossen endlich einen Kreis um ihn herum. Da stand er nun mitten unter ihnen, überrascht und verlegen, ohne zu begreifen, was sie mit ihm vorhatten. Aber der Bursche, der die Neuigkeit hinterbracht hatte, und der bereits auf den großen Erfolg stolz sein durfte, fragte ihn keck:

— „Wie heißtest du da?“

Er antwortete: „Simon.“

— „Simon und wie noch?“ fragte der andere wiederum.

Der Knabe wiederholte ganz verdutzt: „Simon.“

Da schrie ihn der Bursche an; „Man heißt Simon und noch etwas . . . Simon allein, das ist doch kein Name.“

Er aber antwortete, schon dem Weinen nahe, zum drittenmale: „Ich heiße Simon.“

Die Jungen begannen zu lachen, und triumphierend erhob nun der Bursche seine Stimme und rief: „Jetzt seht ihr doch, daß er keinen Vater hat.“

Nun trat eine tiefe Stille ein. Die Knaben standen wortlos da: das war ja etwas ganz Außergewöhnliches, das war ein blaues Wunder, — ein Knabe der keinen Vater hat! Sie staunten ihn an wie einen Kometen, ein übernatürliches Wesen und fühlten, wie die bis dahin unerklärliche Verachtung, welche ihre Mütter der Blanchotte bezeigten, auch in ihrem Innern zu wachsen begann.

Simon hatte sich inzwischen an einen Baum gelehnt, — so elend war es ihm — und stand da, als hätte ihn ein furchtbarer Schicksalsschlag getroffen. Er wollte ihnen die Sache erklären. Allein er wußte nicht, was er ihnen antworten oder wie er die schreckliche Tatsache in Abrede stellen könnte, daß er keinen Vater habe. Ganz fahl im Gesicht, schrie er ihnen aufs Geratewohl zu: „Doch, ich hab' einen.“

— „Wo ist er denn?“ fragte der Bursche.

Simon schwieg. Er wußte keine Antwort. Die Kinder lachten und waren sehr aufgeregt. Diese Knaben vom Lande, die häufig mit Tieren umgehen, spürten das grausame Bedürfnis in sich, das die Hühner eines Wirtschaftshofes antreibt, einem der ihrigen den Garaus zu machen, wenn es verwundet ist. Plötzlich wurde Simon einen kleinen Nachbar gewahr, den Sohn einer Witwe, den er auch immer allein mit seiner Mutter gesehen hatte, gerade wie er selbst.

„Und du,“ sagte er, „hast auch keinen Vater.“

„Doch,“ antwortete dieser, „ich hab' einen.“

„Wo ist er?“ entgegnete Simon.

„Er ist gestorben,“ erklärte der Knabe mit stolzem Selbstbewußtsein, „er liegt auf dem Kirchhof, mein Vater.“

Ein Beifallsgemurmel ging durch die Schar der Taugenichtse, als ob die Tatsache, daß sein Vater tot auf dem Kirchhofe liege, ihren Kameraden groß genug gemacht hätte, um den andern, der gar keinen hatte, schlankweg zu vernichten. Und diese Gassenjungen, deren Väter größtenteils schlechte Kerle, Trunkenbolde, Schelmen und Frauenschinder waren, stießen und drängten sich immer näher zusammen, wie wenn sie, die innerehelichen, den außerehelichen hätten umflammern und erdrücken wollen. Einer von ihnen, der gerade Simon gegenüberstand, streckte ihm die Zunge heraus und rief ihm zu. „Der hat keinen Vater! Der hat keinen Vater!“

Simon fuhr ihm mit beiden Händen in die Haare, dann begann er ihm die Beine mit Fußtritten zu behandeln, während er ihm das Gesicht zerkrachte. Darauf entstand ein fürchterliches Handgemenge; aber bald wurden die beiden Streitenden getrennt, und Simon wurde gehauen, gequetscht und zu Boden geworfen, nachdem man ihm die Kleider zerrissen hatte, während die Gassenbuben rings um ihn herum Beifall gröhnten. Als er wieder aufstand und mit der Hand sein arg beschmutztes Blüschen mechanisch abwischte, schrie ihm einer zu: „Geh' und sag's deinem Vater.“

Da fühlte er, wie etwas in seinem Herzen zerbrach. Sie waren stärker als er, sie hatten ihn geschlagen, und er konnte ihnen nicht herausgeben;

denn er merkte nur zu gut, es sei wahr, daß er keinen Vater habe; aber stolz wie er war, versuchte er dennoch einige Sekunden lang gegen den Weinkrampf, der ihn erwürgen wollte, anzukämpfen. Er hatte beinahe einen Erstickungsanfall; da begann er lautlos, unter mächtigem Schluchzen, das ihn heftig schüttelte, zu weinen. Und nun brachen seine Feinde in ein unabändiges Freudengeschrei aus, und wie die Wilden bei ihren furchterlichen Lustigkeitsausbrüchen, faßten sie sich bei der Hand und begannen um ihn herumzutanzen, indem sie in einem fort wiederholten: „Der da hat ja keinen Vater; der da hat ja keinen Vater!“

Plötzlich hörte Simon auf zu schluchzen. Eine Wut kam über ihn. Vor ihm lagen Kieselsteine auf dem Boden; er raffte sie auf und schleuderte sie mit aller Kraft gegen seine Peiniger. Zwei oder drei wurden getroffen und flohen schreiend davon, und er sah so wütend aus, daß eine Panik sie ergriff. Feige, wie die Menge einem aufgebrachten Menschen gegenüber immer ist, lösten sie sich auf und stoben auseinander.

Als er allein war, fing der kleine vaterlose Knabe an quer feldein zu laufen; denn eine Erinnerung war in ihm erwacht, die in seinem Geiste rasch einen großen Entschluß zur Reife gebracht hatte: Er wollte sich im Flusse ertränken.

Er erinnerte sich nämlich, daß sich vor acht Tagen ein armer Teufel, der sein Leben mit Betteln zugebracht, ins Wasser gestürzt hatte, weil er kein Geld mehr besaß. Simon war dabei gewesen, als man ihn herausfischte; und der arme Mensch, der ihm recht beklagenswert vorkam, hatte trotz seines schmutzigen und häßlichen Aussehns durch seine ruhigen Gesichtszüge, seine bleichen Wangen seinen langen triefenden Bart und die weitgeöffneten stummen Augen Eindruck auf ihn gemacht. Die Leute, die um ihn herumstanden, sagten damals: „Er ist tot.“ Jemand einer fügte hinzu: „Jetzt ist er glücklich.“ Und Simon wollte nun ebenfalls ins Wasser gehen, weil er keinen Vater hatte, gerade wie dieser Arme kein Geld gehabt hatte.

Schon stand er ganz nahe am Ufer des Flusses und sah das Wasser fließen. Einige Fische schoßten blitzschnell durch die klare Strömung und schnellten dann und wann über die Oberfläche heraus, nach Mücken schnappend, die da hin und her tanzten. Er hörte auf zu weinen und sah ihnen zu; denn ihre Künste interessierten ihn sehr. Zuweilen aber, wie nach der Stille des Sturmes plötzlich heftige Windstöße hervorbrechen, welche die Bäume knicken und dann wieder verschwinden, überkam ihn der bittere Gedanken wieder: Ich will ins Wasser gehen, da ich ja doch keinen Vater habe.

Das Wetter war sehr heiß, aber angenehm. Die Sonne erwärmte das Gras. Das Wasser glänzte wie ein Spiegel, und Simon hatte Minuten der Glückseligkeit, wie sie sich nach der Erschlaffung einstellt, die dem Weinen folgt, und er hatte mehrmals große Lust, da auf dem warmen Grase einzuschlafen.

Ein kleiner, grüner Frosch sprang vor ihm hin und her. Er wollte ihn fangen, allein er entwischte ihm. Er verfolgte ihn und fehlte ihn dreimal nach-

einander. Endlich konnte er ihn bei den Hinterbeinen fassen und mußte bald lachen, als er sah, was für Anstrengungen das Tierchen machte, um zu entkommen. Es erhob sich auf seinen langen Beinen und verlängerte sie plötzlich, indem sie steif wurden wie Stecklein. Wie es dann, das Auge mit dem goldenen Ring rund aufgequollen, mit den Vorderbeinen, die sich so leicht bewegten wie Hände, in der Luft herumschlug, erinnerte ihn das an ein Spielzeug aus schmalen Brettchen, die im Zickzack übereinander genagelt waren und die, in Bewegung gesetzt, die Übungen von kleinen Soldaten leiteten, welche darauf gestellt waren. Jetzt dachte er an zu Hause, dann an seine Mutter und begann, von einer großen Traurigkeit übernommen, wieder zu weinen.

Es schauderte ihn an allen Gliedern; er kniete auf den Rasen nieder und sprach sein Gebet wie jeweilen vor dem Einschlafen. Aber er wurde nicht fertig damit, denn wieder stiegen Schluchzer auf, so tief und mächtig, daß sie ihn ganz erschütterten. Er konnte nicht mehr denken, und von allem was ihn umgab, sah er nichts mehr; nur weinen konnte er noch.

Plötzlich legte sich eine schwere Hand auf seine Schulter, und eine kräftige Stimme fragte ihn: „Was macht dir denn so viel Kummer, mein kleines Männchen?“

Simon wandte sich um. Ein großer Arbeitsmann, der einen gebräuselten schwarzen Bart und schwarze Haare hatte, sah ihn mit freundlichen Augen an. Er antwortete, die Augen und die Kehle voller Tränen: „Sie haben mich geschlagen . . . weil . . . weil . . . weil ich . . . keinen . . . Vater habe.“

— „Was?“ sagte der Mann lächelnd, „alle Leute haben doch einen.“

Das Knäblein aber erwiderte schmerzlich und unter neuen Weinkrämpfen: „Ich . . . ich . . . ich habe keinen.“

Da wurde der Arbeiter auf einmal ernst: er hatte den Sohn der Blanchotte erkannt, und obgleich er in der Gegend ein Neuling war, so kannte er doch ungefähr ihre Geschichte.

— „Nun nun,“ sagte er, „tröste dich, mein Büblein und komm mit mir zu deiner Mutter. Du sollst . . . einen Vater bekommen.“

Sie machten sich auf den Weg, indem der Große den Kleinen bei der Hand hielt, und bald lächelte der Mann von neuem; denn es war ihm eben nicht unangenehm, der Blanchotte, die, wie man sich erzählte, eines der schönsten Mädchen in der Gegend war, einen Besuch abzustatten; und vielleicht sagte er sich, so ganz heimlich, daß dieses Mädchen zu ihm gar nicht übel passen würde und ihm gar wohl einmal angehören könnte.

Sie kamen vor einem sehr sauberen, weißen Häuschen an.

„Da sind wir,“ sagte der Knabe und rief: „Mutter, Mutter!“

Eine Frau erschien, und der Arbeiter stellte plötzlich sein Lächeln ein, denn er begriff sofort, daß man nicht mehr tändeln dürfe mit diesem großen blässen Weib, das streng und ernst unter der Türe stand, wie wenn sie die Schwelle dieses Hauses, in dem sie schon einmal von einem Mann betrogen worden war,

gegen jeden andern verteidigen wollte. Eingeschüchtert, die Müze in der Hand, sagte er zögernd und bescheiden: „Frau, da bringe ich Euch euren Kleinen wieder, der sich am Ufer des Flusses verirrt hatte.“

Aber Simon sprang seiner Mutter an den Hals und sagte zu ihr, indem er wieder in Tränen ausbrach: „Nein Mutter, ich habe mich ertränken wollen, weil die andern mich gehauen haben . . . gehauen . . . weil ich . . . keinen Vater habe.“

Eine glühende Röte überlief die Wangen des jungen Weibes, und, bis ins Herz getroffen, umarmte und küßte sie ihr Kind mit Leidenschaft, während schnelle Tränen über ihr Gesicht herabrannen. Bewegt stand der Mann da und wußte nicht, wie er sich am schicklichsten entfernen könnte. Aber Simon eilte rasch auf ihn zu und sagte zu ihm: „Wollt ihr mein Vater sein?“ Eine große Stille trat ein. Die Blanchotte, stumm und sich windend in der Qual der Schande, lehnte sich an die Mauer, mit beiden Händen ihr Herz haltend. Als er sah, daß man ihm nicht antworten wollte, fuhr er fort: „Wenn ihr nicht wollt, so kehre ich um und gehe ins Wasser.“

Der Arbeiter nahm die Sache scherhaft und antwortete lachend: „Freilich, freilich, ich will schon.“

„Wie heißtest du denn?“ fragte jetzt das Kind, „damit ich den andern antworten kann, wenn sie deinen Namen wissen wollen.“

„Philipp“ antwortete der Mann.

Simon schwieg einen Augenblick, um sich diesen Namen gehörig einzuprägen; dann streckte er ihm, völlig getröstet die Arme entgegen, indem er sagte: „Also Philipp, du bist jetzt mein Vater!“

Der Arbeiter hob ihn zu sich auf, küßte ihn auf beide Wangen und machte sich mit großen Schritten davon.

Als der Knabe am folgenden Morgen in die Schule kam, empfing ihn ein boshaftes Gelächter; und als der grobe Bursche nach Schulschluß wieder mit ihm anfangen wollte, schleuderte ihm Simon die Worte ins Gesicht: „Er heißt Philipp, mein Vater.“

Ein Freudengeheul erhob sich auf allen Seiten: „Philipp wer? . . . Philipp was? . . . Was ist das, Philipp? . . . Wo hast du ihn her, deinen Philipp?“

Simon gab keine Antwort. Unerstötterlich in seinem guten Glauben, forderte er sie trostigen Blickes heraus, bereit, sich lieber martern zu lassen, als vor ihnen zu fliehen. Der Lehrer kam und befreite ihn und er kehrte zu seiner Mutter nach Hause zurück.

Während drei Monaten ging der Arbeiter Philipp häufig an dem Häuschen der Blanchotte vorüber und gelegentlich wagte er es, einige Worte mit ihr zu sprechen, wenn er sie am Fenster näher sah. Sie antwortete ihm höflich, aber immer ernst, ohne je mit ihm zu lachen und ohne ihn je ins Haus hineinzulassen. Trotzdem bildete er sich ein, dünnelhaft wie alle Männer nun einmal sind, daß sie oft röter sei als gewöhnlich, wenn er mit ihr spreche.



Das ersehnte Gewitter.

Es glüht das Land, es leuchtet
Die ausgebrannte Au,
Jedwedes Wesen ächzt
Nach einem Tropfen Tau.
O, Himmel, brich! Erschließe
Dies Blau aus sprödem Stahl,
Nur Regen, Regen gieße
Herab ins schwüle Tal!
Er hört. Im Westen webet
Und spinnt ein grauer Flor;
Er balt sich, schwilkt und schwebet
Als Wolkenberg empor.

Jetzt mit den Feuerzügen
Fährt auf der jähre Blitz,
Und auf den luftigen Hügeln
Löst er sein Feldgeschüß.
Wild schießt der Strahl, der grelle,
Aus dichtem Wolkensrand,
Rings lodert Geisterhelle,
Der Himmel steht in Brand.
Heut hat man hab' geladen,
Es zuckt wie gefern nicht
In fahlen Schwefelschwaden
Ein stumm verglühend Licht.

(Nach einem Gemälde von Hans am Ende.)

Es kracht. In Ketten wandern
Die dumpfen Donner fort,
Von einer Stadt zur andern
Rollt hin das Schlachtenwort.
Was atmet, rauscht und fauset?
Frisch auf! Der Sturmwind naht,
Der Wald erhebt und brauset,
In Wogen geht die Saat
Schon dampft ein Meer in Würzen
Aus der behauchten Welt,
Und satte Wetter stürzen
Auf das geborsteine feld. hr. Th. Vischer.

Allein wenn der gute Ruf einmal befleckt ist, ist es sehr mühsam, ihn wieder blank zu machen, und es bleiben immerhin kleine Rostgruben zurück, wie man denn auch trotz der Zurückgezogenheit der Blanchotte bereits wieder allerlei schwätzte in der Gegend. Was Simon anbetrifft, so hatte er seinen neuen Vater sehr gerne und spazierte fast jeden Abend mit ihm, sobald die Tagesarbeit beendigt war. Er ging fleißig zur Schule und wußte sich unter seinen Kameraden ein gewisses Ansehen zu verschaffen, ohne ihnen auf ihre Neckereien herauszugeben.

Eines Tages jedoch sagte der Bursche, der ihn zuerst angegriffen hatte, zu ihm: „Du hast gelogen; du hast keinen Vater, der Philipp heißt.“

„Wieso denn?“ fragte Simon sehr erregt.

Der Bursche rieb sich die Hände, dann fuhr er fort: „Weil, wenn du einen hättest, er der Mann deiner Mutter sein müßte.“

Die Richtigkeit dieser Schlußfolgerung leuchtete Simon ein und verblüffte ihn ein wenig; nichtsdestoweniger antwortete er: „Er ist aber doch mein Vater.“

„S'ist schon möglich“ sagte der Bursche höhnisch lächelnd, „aber er ist doch nicht dein richtiger Vater.“

Blanchottes Büblein senkte das Köpfchen und ging nachdenklich in der Richtung nach der Schmiede dahin, die Meister Voizon gehörte und wo Philipp arbeitete. Diese Schmiede lag wie unter Bäumen begraben. Es war sehr dunkel darin; aber die rote Glut einer ungeheuren Esse beleuchtete in großen Lichtstrahlen fünf nacktmägige Schmiede, die mit fürchterlichem Lärm auf ihre Ambosse niederhämmerten. Sie standen aufrecht im Flammenlicht wie die Teufel in der Hölle, die Blicke auf das glühende Eisen geheftet, das sie schmiedeten, und ihr schwerer Kopf hob und senkte sich mit ihren Hämmern.

Simon trat ungesehen ein, ging leise auf seinen Freund zu und zupfte ihn am Ärmel. Philipp kehrte sich um. Plötzlich hörte die Arbeit auf, und alle Arbeiter sahen aufmerksam zu, was da vorging.

Mitten aus dieser ungewohnten Stille erhob sich nun das dünne Stimmen Simons:

„Hör mal, Philipp, der Bube der Michaudé hat eben zu mir gesagt, du seiest nicht mein richtiger Vater.“

„Wieso denn?“ fragte der Arbeiter.

Das Knäblein antwortete in seiner Herzenseinfalt: „Weil du nicht der Mann meiner Mutter seiest.“

Niemand lachte. Philipp stand aufrecht da, seine Stirn auf den Rücken seiner großen Hände stützend, welche auf dem Stiel seines Hammers ruhten, den er auf den Amboss gestellt hatte. Er war nachdenklich geworden; seine vier Genossen sahen ihn an und Simon, der sich unter den Riesen gar winzig vor kam, wartete ängstlich. Auf einmal sagte einer der Schmiede, die Gedanken der andern vorwegnehmend, zu Philipp: „Sie ist trotz alledem ein gutes und braves Mädchen, die Blanchotte, wacker und ordentlich trotz ihrem Unglück und würde eine rechte Frau für einen ehrbaren Mann abgeben.“

„Das ist wahr,” sagten die drei andern, und der erste fuhr fort: „Ist sie denn Schuld daran, wenn's ihr schlecht ergangen ist? Man hatte ihr die Heirat versprochen, und ich kenne mehr als eine, vor der man heute den Hut abzieht, und die sich doch gerade so vergangen hat wie die Blanchotte.“ „Ja, so ist's“ antworteten die drei Männer im Chor, und der erste fuhr weiter: „Wie hat sie sich abgemüht, um ihr Knäblein ganz allein aufzuerziehen und wie hat sie sich abgehärmt, seit sie nicht mehr ausgeht, als zum Kirchgang! Der Herrgott allein mag's wissen.“

„Auch das ist wahr“, sagten die andern. Dann schwiegen sie eine Zeitlang, und man hörte nur noch den Blasbalg, der das Feuer auf der Esse schürte. Plötzlich wandte sich Philipp zu Simon: „Geh' und sag deiner Mutter, daß ich heut' Abend vorbeikommen werde, um mit ihr zu reden.“ Dann führte er den Knaben hinaus.

Er kehrte zu seiner Arbeit zurück, und mit einem Schlag fuhren die fünf Hämmer wieder auf die Ambosse nieder. So hämmerten sie das Eisen bis in die Nacht hinein. Aber wie die große Glocke in einem Stadtdome an Festtagen das Gebimmel der andern Glocken übertönt, so fuhr der Hammer Philipps, das Geräusch der andern beherrschend, von Sekunde zu Sekunde mit einem bestäubenden Lärm nieder. Flammenden Auges stand er aufrecht, mitten in den sprühenden Funken und schmiedete mit Leidenschaft.

Am Himmel leuchteten die Sterne, als er an Blanchottens Türe anklopfte. Er hatte sich den Bart schneiden lassen, ein frisches Hemd und seine Sonntagsbluse angezogen. Das junge Weib erschien auf der Schwelle und sagte mit einem Anflug von Leid: „Es ist nicht recht, daß ihr so zur Nachtzeit kommt, Philipp. Er wollte antworten, geriet ins Stammeln und blieb verwirrt vor ihr stehen.

Sie fuhr fort: „Ihr begreift doch wohl, daß ich nicht mehr ins Gerede kommen darf!“

Da fand er auf einmal das Wort: „Was macht das aus, wenn ihr mein Weib sein wollt!“

Keine Stimme gab ihm Antwort, aber er glaubte im dunkeln Zimmer ein Geräusch zu hören, wie wenn ein menschlicher Körper auf einen Stuhl hinsinkt. Schnell trat er ein und Simon, der in seinem Bette lag, hörte deutlich einen Kuß und einige Worte, welche die Mutter in gedämpftem Tone sprach. Auf einmal fühlte er sich von den Händen seines Freundes aus dem Bette herausgehoben und dieser rief ihm, ihn auf seinem Riesenarme tragend, freudig zu: „Du kannst ihnen jetzt sagen . . . deinen Kameraden, daß der Schmied Philipp Remy dein Vater ist und daß er alle bei den Ohren nehmen wird, die dir ein Leid antun.“

Als am folgenden Morgen die Schule voll war und der Unterricht bald beginnen sollte, stand der kleine Simon auf und sagte, ganz bleich und mit bebenden Lippen, aber mit heller Stimme:

„Philipp Remy, der Schmied, ist mein Vater und er hat mir gesagt, daß er alle bei den Ohren nehmen wolle, die mich nicht in Ruhe lassen.“

Diesmal lachte niemand, denn man kannte den Schmied Remy zu wohl — und ein Vater war er, auf den jedermann hätte stolz sein dürfen.

Bon Katzen.

Vergangnen Maitag brachte meine Katze
Zur Welt sechs allerliebste kleine Kätzchen,
Maikätzchen, alle weiß mit schwarzen Schwänzchen.
Fürwahr, es war ein zierlich Wochenbettchen!
Die Köchin aber — Köchinnen sind grausam,
Und Menschlichkeit wächst nicht in einer Küche —
Die wollte von den sechs fünf ertränken,
Fünf weiße, schwarzgeschwänzte Maienkätzchen
Ermorden wollte dies verruchte Weib.
Ich half ihr heim! — Der Himmel segne
Mir meine Menschlichkeit! Die lieben Kätzchen,
Sie wuchsen auf und schritten binnen kurzem
Erhobnen Schwanzes über Hof und Herd;
Ja, wie die Köchin auch ingrimig dreinsah,
Sie wuchsen auf, und nachts vor ihrem Fenster
Probierten sie die allerliebsten Stimmchen.
Ich aber, wie ich sie so wachsen sahe,
Ich pries mich selbst und meine Menschlichkeit. —
Ein Jahr ist um, und Katzen sind die Kätzchen,
Und Maitag ist's! — Wie soll ich es beschreiben,
Das Schauspiel, das sich jetzt vor mir entfaltet!
Mein ganzes Haus, vom Keller bis zum Giebel,
Ein jeder Winkel ist ein Wochenbettchen!
Hier liegt das eine, dort das andre Kätzchen,
In Schränken, Körben, unter Tisch und Treppen,
Die alte gar — nein, es ist unaussprechlich,
Lieg in der Köchin jungfräulichem Bette!
Und jede, jede von den sieben Katzen,
Hat sieben, denkt euch! sieben junge Kätzchen,
Maikätzchen, alle weiß mit schwarzen Schwänzchen.
Die Köchin rast, ich kann der blinden Wut
Nicht Schranken setzen dieses Frauenzimmers;
Ersäufen will sie alle neunundvierzig!
Mir selber, ach, mir läuft der Kopf davon —
O, Menschlichkeit, wie soll ich dich bewahren!
Was fang ich an mit sechsundfünfzig Katzen!?